

doch auf das Nichterfahrbare ging. Auch dürfte die Formulierung des Kausalitätsprinzips, wie sie der Verf. gibt (alles Entstehende muß eine Ursache haben), im Hinblick auf einen Gottesbeweis nicht genügen (115). Kant gibt zwar keine Begründung für den kategorischen Imperativ; aber daraus folgt nicht, daß er die Moral auf das alogische Gefühl stellt (117). Der kategorische Imperativ ist für ihn vielmehr eine unmittelbar einsichtige Forderung der praktischen Vernunft. Zu dem Vorwurf der nur formalen Ethik Kants vgl. nunmehr J. Schmucker, *Der Formalismus und die materialen Zweckprinzipien in der Ethik Kants*, in: Lotz, *Kant und die Scholastik heute*, 1955, S. 155—205. — In dem Abschnitt „Späte Rückkehr zu Gott“ könnte auch auf den späten Schelling verwiesen werden.

Bemerkenswert ist der Versuch, den der Verf. verschiedentlich schildert, Gott im Namen der Gerechtigkeit oder Sittlichkeit vom Throne zu stoßen. Solches Bemühen steht immer unter der verhängnisvollen und irrigen Voraussetzung, daß Gott entweder ein absolutes Prinzip (etwa der Gerechtigkeit) und dann nicht frei wirkende Person, oder frei handelnde Person und dann nicht absolutes Prinzip der Sittlichkeit sein könne, eine Voraussetzung, die ihrerseits wieder bedingt ist durch den rationalistischen Gedanken einer Seinsordnung, die über Gott und der Welt steht. Denn nur so ist es dem Menschen möglich, Gott sozusagen „zur Ordnung zu rufen“.

Die Ausführungen des Verf. münden in die Feststellung, daß der Anspruch des heutigen Atheismus, Ergebnis der Wissenschaft zu sein, in scharfem Kontrast steht zu der Tatsache, daß dieser Atheismus aus einem affektgeladenen Protest erwächst, für den sachliche Gründe zweitrangig sind, sofern überhaupt ein Ansatz zur Begründung gemacht wird (226 f.). Was die gegenwärtige Lage des Glaubenskampfes angeht, so sieht der Verf. im kämpferischen Unglauben seinerseits einen „neuen“ Glauben, nämlich des Menschen an sich selbst, wobei die Fronten durchaus nicht parallel zu den beiden politischen Machtblöcken verlaufen. Vielmehr hat die kommunistische Ideologie ihre geistigen Wurzeln im Westen (9—13). Verhängnisvoll für diesen Kampf wäre es, wollte man an dem leider weit verbreiteten Vorurteil festhalten, der dialektische Materialismus sei keine Philosophie, weshalb eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihm unnötig sei (14—17). Die Auffassung von der „antimetaphysischen“ Grundtendenz des Marxismus (14) folgt wohl allzusehr der marxistischen Sprachregelung.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Buch eine ausgezeichnete Geschichte der Genealogie des Atheismus ist, wichtiger vielleicht als eine rein theoretische Widerlegung, wenn deren Notwendigkeit auch nicht bestritten werden kann. Zwar beruht die Darstellung nur zum Teil auf unmittelbarer Kenntnis der Quellen, immer jedoch auf einer reichen Kenntnis der einschlägigen Literatur; mehr zu fordern dürfte bei einem so umfangreichen Stoff nicht angebracht sein. Bei einigen Philosophen wird man auch Gedankenmotive herausstellen und belegen können, die in eine andere Richtung weisen, als der Verf. sie aufweist (und eine allseitig referierende Geschichte der Philosophie müßte dem auch Rechnung tragen), aber man wird nicht leugnen können, daß die tatsächliche Stoßkraft der Gedanken und die geschichtliche Auswirkung der behandelten Philosophen in der Richtung erfolgt ist, wie sie der Verf. schildert. Die Charakterisierung kann hier — nicht weniger als in der Kunst — nur durch Weglassung des Nicht-Charakteristischen erfolgen

W. Brugger S. J.

K l e m m t, A., *Karl Leonhard Reinholds Elementarphilosophie. Eine Studie über den Ursprung des spekulativen deutschen Idealismus*. gr. 8<sup>o</sup> (XVI und 596 S.) Hamburg 1958, Meiner. 66.— DM.

K. sieht die Bedeutung Reinholds nicht wie die bisherige Philosophiegeschichtsschreibung ausschließlich darin, daß er erstmals nach Kant eine über dessen Dualismus zurückweisende Einheitsphilosophie begründete und so zum Wegbereiter Fichtes wurde. Fichte habe vielmehr — wie Reinhold selber in seinem späteren Übergang zur „Wissenschaftslehre“ — nur an die offensichtlichsten Mängel der Reinholdschen Elementarphilosophie (EP) angeknüpft. Ihrer eigentlichen Intention nach hätte die EP geradezu in entgegengesetzter Richtung dazu beitragen können, den heraufziehenden Absolutheitsapriorismus des Deutschen Idealismus zu vermeiden, wäre nicht schon von Reinhold selbst der echte Ansatz durch mancherlei Inkonsequenz

verdorben worden. Grund hierfür sei zunächst Reinholds Zielsetzung gewesen, nur die Prämissen zu Kants kritischem System zu liefern, im übrigen aber Kants Positionen und Resultate durch seine eigene Grundlagenforschung bestätigt zu finden; zum andern der Mangel an philosophischer Kraft bei dem persönlich nachgiebigen „Selbstdenker“ Reinhold.

Das 1. Kap. des umfangreichen Werkes verfolgt Reinholds philosophische Entwicklung bis zur Veröffentlichung seiner EP (1—33) und stellt diese dann ausführlich dar anhand des Hauptwerkes von 1789 „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ sowie der Nebenschriften (34—129; die Kapitelüberschrift „... Entwicklung ... bis zur Theorie des Vorstellungsvermögens“ ist deshalb nicht zutreffend). Die Grundlage aller (theoretischen) Philosophie ist der „Satz des Bewußtseins“: „Im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beide bezogen.“ Im ständigen Rückgriff auf diesen Ausgangspunkt unterstreicht K. den Rang der EP als Phänomenologie des Bewußtseins und Gegenstandstheorie oder — genauer — „Explikation der ursprünglichen gegenständlichen Konstituenten des Begriffs der Vorstellung“ (262).

Im 2. Kap. „EP und Vernunftkritik“ referiert K. zunächst das Urteil Reinholds und Kants über das Verhältnis der beiden Lehren, handelt danach sehr eingehend (167—243) über Kants Begriff der Erkenntnis und tritt schließlich in breiter Front, unter durchgehender Berücksichtigung damaliger und gegenwärtiger Philosophen und Philosophiehistoriker (Aenesidemus-Schulze, Herbart, J. E. Erdmann, Husserl, E. Cassirer, N. Hartmann u. a.), in die Auseinandersetzung mit der EP ein, die in Fußnoten schon deren Darstellung im 1. Kap. begleitete. In diesem kritischen Hauptstück des Buches (244—449) stellt K. die „Gebrechen“ der EP heraus: vor allem die weitgehende Immanenzsetzung des Vorstellungsobjektes, das, mit dem Subjekt zusammen, zum aus der „bloßen Vorstellung“ entspringenden, mittelbaren Bewußtseinsinhalt wird, und die Psychologisierung der wesenhaften inneren Bezüglichkeit Subjekt-Vorstellung-Objekt zu akthaftem, kausal-genetischem Beziehen, sodann die kantische Stoff-Form-Aufteilung des einen und ganzen Bewußtseinsgegenstandes, die Verselbständigung der konstitutiven Momente des Bewußtseins überhaupt zu verschiedenen „Bewußtseinsarten“ und die widersprüchlichen Aussagen über das Ding-an-sich. Eine Zwischenerörterung hebt die EP in ihrer Originalität ab von verwandten Auffassungen Plotins, Descartes', N. Hartmanns, Heideggers.

Das 3. Kap. bringt „abschließende Bemerkungen über das Verhältnis Reinholds zu Kant“, verfolgt dann aufs genaueste den Einfluß der EP auf die entstehende Wissenschaftslehre Fichtes — dieses Stück (479—527) entspricht am meisten dem Untertitel des K.schen Werkes — sowie anderseits die Entwicklung Reinholds zur Wissenschaftslehre hinüber (528—572). Zum Schluß wird sehr kurz berichtet über die Stellungnahmen Schellings, Hegels und Schopenhauers zu Reinhold.

Dem Rez. ist nicht klar geworden, worin nun eigentlich K. die Bedeutung der EP, weit über ihre wegbereitende Funktion gegenüber dem Deutschen Idealismus hinaus, erblickt. Vermutlich trägt hieran Schuld, daß K. nicht in die Auseinandersetzung mit dem spekulativen Idealismus eintritt, sondern vor ihr haltmacht und sie gelegentlich (bes. 489 f.) durch eine Schimpfkanonade auf Fichte, fast à la Schopenhauer, ersetzt. Fichtes erkenntnistheoretisch maßgebliche Rückführung der Wesensidentität  $A = A$  auf ihren Seinsgrund  $Ich = Ich$  (z. B.) findet bei K. (513 f.) wenig Verständnis; und die S. 519 (Anm.) genannten Aufstellungen Fichtes scheinen jedenfalls richtiger als die Gegen-Sätze K.s (etwa mit der einen Ausnahme, daß im Denken des Ich Denkendes und Gedachtes nur relativ, nicht „absolut“ eins sind). — Am ehesten erhellt die Bedeutung des elementarphilosophischen Ansatzes Reinholds aus den Seiten 244—263 des vorliegenden Werkes, welche die „Vorstellung“ der EP, die in der ursprünglichen Reflexion auf die konkrete Gegenständlichkeit erfaßt wird, abheben von dem durch Absonderung gemeinsamer Merkmale gewonnenen Gattungsbegriff von „leerer Abstraktheit“. Aber abgesehen davon, daß die Abstraktion der alten philosophischen Tradition ziemlich genau der Reinholdschen Reflexion entspricht: es fragt sich, welches inhaltliche Datum des Vorstellungsbegriffes für K. wegweisend ist. K.s Kritik scheint nicht viel übrigzulassen; ja er dürfte wohl selber die grundlegende, allumfassende Weite der „Vorstellung“ der EP angreifen, wenn er in seiner Kritik des „1. Hauptgebrechens“ der EP ein Bezogensein (K. sagt allerdings „Inbeziehungsetzen“!) nur dann für möglich hält, wenn die zu beziehenden

Größen allesamt — in unserem Falle Subjekt und Objekt, die auf die Vorstellung bezogen sind „als von der Vorstellung prinzipiell verschieden“ — „vorausgesetzt werden“ (273 277 390). Nicht umsonst wußte sich der Deutsche Idealismus als Philosophie des absoluten Geistes (und Seins), und nicht umsonst sieht sich die christlich-scholastische Philosophie des absoluten Seins und Geistes, des in sich lebendigen und schöpferisch-entwerfenden einen Grundes aller Bezüglichkeit, einigermaßen an den Deutschen Idealismus gewiesen!

Vermag man auch aus dem Buche K.s nicht recht eine besondere Dringlichkeit, sich mit Reinholds EP zu beschäftigen, zu vernehmen: das wird man doch sagen müssen, daß sein Werk für den unentbehrlich ist, der sich mit Reinhold beschäftigt — und mit der Entstehung des Deutschen Idealismus. Es wird in Deutschland eine gerechtere Würdigung der EP ermöglichen, wie sie z. T. in französischen Werken über die Fichtesche Philosophie (X. Léon und M. Guéroult) schon seit längerer Zeit vorliegt. Eine derart einläßliche Bemühung um eine Erscheinung der philosophischen Vergangenheit von gewissem Rang ist an sich verdienstlich. Ihre positive sachliche Auswertung dürfen wir, wenn sie hier etwas zu kurz kam, von einem angeknüpften Werke K.s erwarten — wie es scheint (280 f.), im Sinne einer Bewußtseins- und Seinsphilosophie. Ein Beispiel schließlich für die mannigfachen beiläufigen Hinweise und Anregungen des Reinhold-Buches: Schelling hat die dialektische Systemidee der „Phänomenologie“ Hegels schon 1797 in der „Allgemeinen Übersicht . . .“ vorweggenommen (581, Anm. 2; die bei K. fehlende Quellenangabe hierzu: I 306 f. bzw. 405). Dankbar wäre man gewesen für eine Straffung der oft sehr breiten Darstellung und für eine Zusammenfassung des Inhalts, über die gelegentlichen Teilrèsumés (z. B. 280 299 320 377 f.) hinaus. (Kleine Druckfehler: S. 280, Z. 17 v. o.; 341, 15; 358, 16; 413, 14 v. u.; 439, 22; 486, 18 [hinter „Rhd.“ kein Schlußzeichen!]; 523, 5 v. u.; 534, 5 und 9 v. u.; 539, 19 v. u.; 540, 8; 545, 18; 555, 12 v. u. [?]; 557, 3 v. u. und 558, 7 v. u.; 573, 7.)

W. KERN S. J.

Selva ggi, Ph., S. J., *Cosmologia*. 8<sup>o</sup> (389 S.) Rom 1959, Univers. Gregoriana. 2000.— L.

In diesem Buch S.s, des Nachfolgers von P. Hoenen auf dem naturphilosophischen Lehrstuhl der Gregoriana, kann man in einem gewissen Sinn die seit langem erwünschte Anpassung der vielbenutzten „Cosmologia“ von Hoenen an den modernen Stand der Physik erblicken. Wie Hoenen wendet sich S. mit Recht gegen jene Richtungen der neuthomistischen *Wissenschaftstheorie*, welche den Erkenntniswert der Naturwissenschaften auf nicht viel mehr als eine Phänomenbeschreibung reduzieren wollen; S. bemerkt sehr gut, man dürfe sich nicht so sehr an dem orientieren, was manche (positivistischen) Physiker über ihre Wissenschaft sagen, sondern daran, was sie bei ihrem naturwissenschaftlichen Erkenntnisbemühen in Wirklichkeit tun (8).

Bei der Frage nach der Realität der stetigen räumlichen *Ausdehnung* hätte man wohl ein genaueres Eingehen auf die Problematik erwartet, die sich aus der Wellenteilchen-Doppelnatur der mikrophysikalischen Gebilde ergibt. Ein Scholion von 4 Seiten (246—249) dürfte für eine sachgerechte Behandlung dieser Thematik zu knapp sein, zumal wenn mehr als die Hälfte dieses Raumes für die Darstellung der Problemgeschichte seit Newton und Huygens verwendet wird. Dafür bringt S. aber einen neuen Gedanken in die Diskussion über die Quantität hinein, indem er im Anschluß an J. Maréchal und J. B. Lotz aufzuweisen versucht, wie die objektive Realität der Quantität die Voraussetzung für *jede* urteilende Tätigkeit des menschlichen Verstandes (*activitatis iudicialis qua talis*) darstellt (31 f.) — womit sich in der Tat Perspektiven eröffnen, die in der Naturphilosophie bisher (zu Unrecht?) wenig beachtet wurden.

Bei der Behandlung der *Relativitätstheorie* (117—136) schließt sich S., wie schon aus seinen früheren Veröffentlichungen bekannt, der negativen Einstellung Hoenens nicht an. Er legt vielmehr sehr richtig dar, daß gerade nach der aristotelischen Auffassung von Zeit und Bewegung dem Begriff einer universalen Gleichzeitigkeit räumlich entferntere Ereignisse nur dann objektive Geltung zuerkannt werden könne, wenn es für die Geschwindigkeit, mit der bei realen materiellen Prozeßabläufen räumliche Entfernungen überbrückt werden, keine grundsätzliche obere Grenze gebe. Da diese Voraussetzung nach Ausweis der Erfahrung nicht erfüllt ist, muß die Ob-